

Nina Frey

3. Platz – Prosa Erwachsene

Daheim

«Und dann fallen mir wieder die Haare aus?» – fragt er mich – «und mit den Nägeln passiert auch etwas? Und ich werde mich immer übergeben müssen.» Ich überlege kurz und sage: «Ja, das kann passieren, aber wenn Sie vom Besten ausgehen, kann auch der Krebs verschwinden. Und Sie gehen doch vom Besten aus, oder? Die Nägel werden brüchig, vielleicht wird Ihnen phasenweise schlecht sein, aber dagegen gibt es andere Medikamente.» – «Oh dann feiere ich meinen Fünfundfünfzigsten mit Glatze.» Er fährt sich durch die Locken. «Auch gut! Hauptsache ich feiere ihn.»

Drei Monate später, nach meinen langen Ferien, besuche ich ihn wieder. Er sieht verändert aus. Eingefallen und doch eigenartig aufgeschwemmt. Seine Gesichtsfarbe ist grau und das leise Leuchten seiner Augen ist verschwunden. «Es geht mir nicht gut.» Er erzählt mir, dass der Tumor unter der Chemotherapie weitergewachsen ist, dass er massiv gestreut hat und er im Moment nicht weiss, wie und ob es weitergehen soll. Wir sehen uns, trinken Tee, besprechen seine Situation, schweigen manchmal lange. «Ich glaube nicht, dass ich das hier noch lange durchziehen kann.» Er zeigt auf seinen Körper und auf die vielen Medikamente, die auf dem Tisch liegen. Ich habe am Morgen vor meinem Besuch mit seinem Onkologen telefoniert und weiss über vieles Bescheid. Es von ihm persönlich zu hören gibt meinem Informationsstand deutlich mehr Tiefe. Wir verabschieden uns etwas später und machen ab, dass ich ihn von nun an einmal pro Woche besuche, falls nötig auch regelmässiger.

Bei unserem nächsten Treffen öffnet er mir recht beschwingt die Türe. «Es geht mir gut.» Er habe sich entschieden, er mache die Therapie nicht weiter, er habe schon genug Chemie bekommen seit der Erstdiagnose und der Strohalm sei zu klein für ihn. «In zehn Tagen habe ich meinen Fünfundfünfzigsten. Mein Bruder kommt mit seiner Familie aus Australien. Sie bleiben drei Wochen hier. Meine Schwester und ihr Freund kommen vom Bündnerland und meine verrückte, kapriziöse Tante kommt auch. Das wird ein Fest! Die ganze Sippe versammelt! Das ist so schön» – er lächelt – «und so traurig.»

Wir machen zwei Listen. Eine von den Dingen, die er noch erleben möchte bevor er stirbt, und eine von den Dingen, die er erledigen muss, bevor er stirbt. «Schiffli fahren auf dem Vierwaldstättersee gehört auf jeden Fall dazu, und auf den Basler Münsterturm steigen. Beides sind Kindheitserinnerungen». Er erzählt mir, wie er als Kind mit der verrückten Tante jeden Sommer Schiffli fahren war und sie danach stets das gleiche feine Fischrestaurant besuchten, um sich die hungrigen Bäuche zu füllen. Kurz vor seinem Geburtstag besuche ich ihn wieder. Er ist nicht mehr aufgeschwemmt, schmal ist er und das leise Leuchten der Augen ist

zurück. Er habe viel Zeit um nachzudenken. Das sei manchmal gut und manchmal schwierig. Jetzt gerade sei es schwierig. «Gut, dass Sie da sind. So können wir an meiner Pendenzenliste arbeiten. Ich habe einen Brief geschrieben an meine Liebsten. Ich möchte, dass Sie ihn lesen und korrigieren. Wenn er fertig ist, werde ich ihn vierundzwanzig Mal kopieren. Er soll nach meinem Tod versandt werden. Nach meinem Tod...» sinniert er. «Es ist nicht gut, so jung zu sterben. In meinem Herzen ist noch viel Leben, oder wo das Leben auch immer sitzt. Ich habe junge Gedanken, irgendwie frisch fühlt sich das an, wenn ich nicht grade melancholisch gestimmt bin. Ich habe viele gesunde Gedanken, die mir gut tun. Vieles denke ich zum ersten Mal. Gestern war so ein Tag, ich hatte den Eindruck, alles, was mir in den Sinn kommt, ist frisch und unverbraucht, neu, ein bisschen wie im Frühling. Vielleicht kommt das ja von den starken Schmerzmitteln. Mein Körper wird schwächer, aber das Leben in mir ist noch nicht vorbei.» Wir gehen zusammen einkaufen für seinen Geburtstag. Alleine traut er sich das nicht mehr zu. Im Alltag unterstützt ihn die Spitex im Haushalt («Die nette Bernerin mit den grünen Augen war wieder da.»). Ich kümmere mich um seine Medikamente, verabreiche ihm, falls vom Arzt verordnet, eine Infusion oder Spritzen, massiere ihm die schmerzenden Stellen oder höre ihm zu. Ein guter Freund hilft ihm Schreibkram zu erledigen und Rechnungen einzuzahlen. Vieles ist geregelt. Wie regelt man das Sterben? Immer wieder atme ich in das Offenhalten einer Frage, in die Leerzeichen zwischen den gesagten und den ungesagten Sätzen, in die Stille, während der ein Mensch stirbt. Dazwischen ist da immer wieder ein Raum, der sich auftut, für den es wenig Worte gibt, zart zerbrechlich, ein bisschen wie ein Anfang ganz fein und schön.

Diese Zwischenräume sind auch schmerzhaft und müssen gehalten sein in der Präsenz aller Beteiligten.

Drei Tage nach seinem Geburtstag geht er ins Spital, auf eine Palliativstation, um seine Medikamente neu einzustellen. Von seinem Bruder erfahre ich, dass das grosse Fest ein voller Erfolg gewesen ist. Mit Freunden und Familie wurde freudvoll und ausgelassen gefeiert. Die Tage danach sind gezeichnet von starken Schmerzen, Verdauungsproblemen und grosser Müdigkeit. Einmal besuche ich ihn im Spital. Er berichtet vom Fest und von der Leere danach. «Das war auch ein Abschiedsfest, das ist mir jetzt klar. Meine kapriziöse Tante ist sauer auf mich, weil ich vor ihr sterben werde.» – «Vorerst leben Sie noch und Ihre Pendenzenliste ist auch noch nicht abgearbeitet», sage ich. Er schmunzelt. «Auf den Turm im Basler Münster müssten Sie mich dann wohl Huckepack nehmen. Ich glaube nicht, dass ich das noch schaffe.» Ich denke an unser Gespräch von vor fünf Monaten zurück – als er unsicher war, ob er die Chemotherapie machen sollte, und fühle mich schlecht. Ich hätte ihm nicht sagen sollen, der Tumor könne verschwinden und man müsse vom Besten ausgehen. Der Strohhalm ist wirklich zu klein. Zehn Tage später geht er mit seiner Tante und seiner Schwester aufs Schiff. Eine Woche danach fahren wir ins Basler Münster an ein Konzert. Der Turm ist geschlossen. Ich sitze in der Kirchenbank neben einem Mann, dessen Körper

mittlerweile so knochig ist, dass ich ihn auf meinem dicken Schal sitzen lasse, damit er sich nicht wundsitzt. «Diese Musik ist schön», sagt er und ich schlucke leise Tränen runter.

Wie stirbt man gut? Zu Hause oder im Hospiz? Im Kreise seiner Liebsten oder doch alleine? Ohne Schmerzen, schlafend oder so lange als möglich ganz bewusst? Er möchte zu Hause sterben. Seine Schwester wird anreisen, wenn es zu Ende geht und ein naher Freund zieht nächste Woche bei ihm ein. Ich werde auch da sein.

Seine letzten Tage verbringt er mehrheitlich im Bett, oft mit erhöhtem Kopfteil, weil ihm das Atmen schwerfällt. Er hat ein Sauerstoffgerät, ein Pflegebett mit Superweichmatratze, eine Urinflasche, einen Nachtstuhl und viele Pflegeutensilien und Medikamente im Zimmer. Wir haben das Bett so hingestellt, dass er den Himmel sieht, wenn er aus dem Fenster schaut. Er schaut selten aus dem Fenster, aber er mag es, wenn es geöffnet ist und kühle Luft ins Zimmer strömt. Er wendet dann den Kopf Richtung frischer Luft und schnuppert. Zu Anfang seiner Bettlägerigkeit ist er oft unruhig und in Not. «Ich fühle mich eingesperrt hier drin», flüstert er und klopft sich auf die Brust. Wir lagern ihn um, so oft er es möchte, er erhält Medikamente, wenn er Schmerzen hat oder die Atemnot zu beengend wird. Wir bewegen seine Glieder, ölen ihn ein, benetzen seine Lippen mit Wasser, manchmal lutscht er einen kleinen Würfel gefrorenen Ananassaft. Trinken möchte er nicht, er verspürt keinen Durst. Das Essen hat er schon vor einigen Tagen eingestellt. Sein Körper könnte normales Essen und Trinken nicht mehr verdauen. Für seine Schwester, seinen Freund und mich wechselt sich leise Geschäftigkeit mit Stille ab. Einmal am Tag essen wir gemeinsam und reden über alles Mögliche. Das Leben geht weiter. Das Leben geht zu Ende. Er schläft die meiste Zeit. Freunde kommen zu einem Besuch, möchten sich verabschieden. Es werden Taschentücher verteilt, es wird Kaffee getrunken und Kuchen gegessen, eine Nachbarin bringt Blumen, der Pöstler legt Schokolade in den Briefkasten. Die Schwester erzählt viel von früher, wie sie als Kinder spielten, sich zankten und sich versöhnten. Ich begegne interessanten Menschen und es wird viel gelacht und geweint. Ich beobachte das alles wie von aussen. Ich gehöre nicht wirklich zu diesem Kreis von Schicksalsgefährten, die einen sterbenden Freund in ihre Mitte nehmen, ihn umfassen mit viel Zärtlichkeit. Dieser sterbende Freund ist mein Patient. Die leise Geschäftigkeit nimmt schliesslich ab, die Besuche werden weniger. An seinem letzten Tag ist er ganz ruhig, atmet mit langen Pausen dazwischen. Als er stirbt, liegt seine Schwester mit dem Oberkörper auf seinem Bett und sein Freund hält seine Hand. Ich halte mich im Hintergrund. Irgendwie sind wir aus der Zeit gefallen und wieder in diesem Zwischenraum gelandet. Ich mag diesen Raum. Für mich ist es ein guter. Da wo andere sich verabschieden, bin ich ganz daheim.